

bedürfte, würde diese sicher darin finden, daß er niemanden weniger schont als sich selber. Mit einer Objektivität, die wie eine Art moralisches und ästhetisches Bekenntnis wirkt, geht er in seiner Jugendbiographie auf Entdeckungen gegen sich selber aus. Daß er dabei immer von neuem auf seine homosexuelle Veranlagung gerät, wäre man versucht, als eine Art geistiges Flagellantentum zu werten, wenn es nicht in Wahrheit das gerade Gegenteil wäre: ein fortwährendes Spiel mit dieser Veranlagung, ein Liebkosen oder auch eine ernste Auseinandersetzung mit ihr, wie in dem mit viel Gelehrsamkeit und ebensoviel Grazie ausgestatteten „Corydon“. Es braucht ihm nur sehr schlecht zu gehen, seelisch oder körperlich: es kommt ein goldbrauner Araberjunge, er gerät in eine irdisch-himmlische Ekstase und wird gesund. Und wie sich seine Veranlagung, die sublimierte Veranlagung, von der großen renommierten Originaltante von europäischem Ruf, nämlich von der Veranlagung Oscar Wildes unterscheidet, das geht aus einer sehr lebendigen Schilderung eines zwar zufälligen, aber doch merkwürdig gottgewollten Zusammentreffens mit Oscar Wilde in Algier hervor.

Es sind weniger die Spannungen seiner Gegensätze, denn diese Spannungen sind bei einem so kultivierten Menschen wie Gide nicht groß — alles spielt sich korrekt und wohlerzogen, unter einer äußerlich völlig glatten Oberfläche ab. Es sind die merkwürdigen Gegensätze selber: er liebt es, zu reisen, und liebt, an Ort und Stelle zu bleiben, er liebt die Reflexion und liebt das Leben, ist von einer bohrenden Neugierde und reserviert zugleich. Seine sämtlichen Hauptschwankungen sind literarisch zu registrieren. Sie sind alle bestens verwertet, mit einer höchst sympathischen Naivität gibt dieser höchst komplizierte Mensch geordnete Auskunft über seine Gegensätzlichkeit, indem er eben diese Gegensätzlichkeit wiederum durch die große Einfachheit beweist, mit der er sie klarlegt.

Nachdem er in seinen ersten Büchern ausgesprochen theoretisch war, packt ihn plötzlich, wie auf den Knopf gedrückt, eine heiße Lebenslust, die natürlich, was in der Idee wenigstens einigermaßen komisch anmutet, in einer außerordentlich gewissenhaften und absolut nicht etwa spontanen oder überstürzten Art verarbeitet wird. In den „Nourritures Terrestres“. Nicht auch ohne gehörige Vorbereitung in den „Paludes“, in denen ein Lebensunkundiger, Lebenshungriger symbolisch in einem Turm sitzt und in den diesen umgebenden Sumpfgewässern fischt — das heißt, Lebensbruchstücke angeln möchte — ohne Erfolg —, worauf er eine in den verschiedensten reizvollen, aber unzuweckdienlichen Details sich auflösende Reise unternimmt. Dann beginnt in den „Nourritures“ des Lebens schöne Sinnlichkeit, des Lebens Breite, notabene delikat und durchaus geistig genossen. Ich stehe nicht an, diese beiden Bücher trotz vieler entzückender Einzelheiten für den comble des Sterilen, für tout ce qu'il y a de plus rasoir zu halten. Besonders die ewige Schwögerei, die Gide an den fiktiven Nathanael mit der Vokativ-Anrede „oh mon Nathanael“ richtet, ist sehnsuchtsreich und rührselig meridional.

Man sieht aus diesen zwei Büchern, daß ihm das rein Imaginative nicht liegt, daß aber das Imaginative in Hymnenform geradezu eine Katastrophe ist. Er hat, wie alle konstruierten Phantasten, eine solide Fabel nötig, und je